



ZOË BEE
LICHTFÄNGERIN

Mein langer Weg vom New Age nach Bethlehem

fontis

Zoë Bee
Lichtfängerin

Copyright-geschütztes Material
© Fontis Verlag Basel

www.fontis-verlag.com

Für meine Großmutter,
die nie aufhörte, für unsere Sippe zu beten.

Copyright-geschütztes Material
© Fontis Verlag Basel

Zoë Bee

Lichtfängerin

*Mein langer Weg
vom New Age nach Bethlehem*

fontis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Um die Rechte einzelner Personen zu schützen,
wurden einige Namen im Buch geändert.

Die Bibelstellen wurden folgender Übersetzung entnommen:

Lutherbibel © 2017 by Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

© 2018 by Fontis-Verlag Basel

Umschlag: Spoon Design, Olaf Johannson, Langgöns
Fotos Umschlag: Fotoshooting by Peter Sturn
Fotos im Innenteil (Bildteil): © by Zoë Bee
Satz: InnoSet AG, Justin Messmer, Basel
Druck: Finidr
Gedruckt in der Tschechischen Republik

ISBN 978-3-03848-150-8

Inhalt

.....

1. Mein Name ist Beigemüse.....	7
2. Der bodenlose Blues über Macht, Ohnmacht, Schuld und Scham	22
3. Die schlechtesten Spaghetti meines Lebens	32
4. Ist das Liebe, Mama?	44
5. Kurztrip ins Land des christlichen Glaubens	52
6. Treu sein ist unmöglich	59
7. Keine Meisterleistung	67
8. Ich will Kinder!.....	91
9. Das Rebellinnen-Gen: Euch zeig ich's!.....	118
10. Verwirrt und zugenäht	168
11. Die große Illusion.....	204
12. Auf der Galaxy Christiania gelandet	236
Epilog	284
Der nächste Schritt.....	286
Dank	287
Anmerkungen	288

Copyright-geschütztes Material
© Fontis Verlag Basel

KAPITEL 1

Mein Name ist Beigemüse

.....

Strafe musste sein. In unserer Familie sowieso.

Das Beste am Hochzeitsbild der Eltern war die Linde. Unter ihr hatte man sich um ein wackelndes Bänkchen bemüht, damit die «Schande» nicht gleich auffiel: Papa konnte nur liegen oder sitzen, er war gelähmt. Er war ein Schönling im falschen Körper. Dunkle Locken, Dauerbräune, Charme à gogo ...

Treu sein ist da hart, logisch, oder? Na ja, wer macht schon keine Fehler? Den Heimweg fand er jedenfalls immer wieder.

Doch an diesem Tag umklammerten sie sich an den Händen, als wenn sie gleich mit der Titanic untergehen und sich nie mehr loslassen wollten.

Die blasse Holde mit den Vergissmeinnicht-Augen war meine Mami. Sie war von Kopf bis Fuß in Tiefschwarz gekleidet. Und das bei ihrer Hochzeit. Sie hatte eine zarte Figur mit einem geschwollenen Bauch. Das sah unnatürlich aus. Was, noch eine Schande? Oder diesmal sogar eine Schandtät? Deshalb also das düstere Schwarz.

Pikantes Detail: Mami hatte ihr gequältes Dauer-Höflichkeitslächeln schon damals aufgesetzt.

Hinter dem Brautpaar standen die beiden Familien wie zwölf grimmig starre Akropolis-Säulen. Hofknecht Ernst war einer davon. Der Vater von Mami wollte mit diesem Tag nichts zu tun haben, dafür weinte ihre Mutter für mindestens zwei. Wen wundert's, dass der Hochzeitstag unserer Eltern Platz eins auf unserer internen Tabu-Checkliste einnahm?

Auf keine dieser Fragen erhielten wir Antworten:

- Wie habt ihr euch kennen gelernt?
- Wieso habt ihr die Verlobung nicht aufgelöst, nachdem Papa an Kinderlähmung erkrankte?

- Was geschah genau, als du an Kinderlähmung erkranktest?
- War das nicht schrecklich für dich, so als begeisterter Bergsteiger und Velofahrer?
- Was war diese «Eiserne Lunge», in der du wie in einem Sarg monatelang lagst und beatmet wurdest?
- Wieso sagten dir die dich pflegenden Nonnen nie etwas anderes als: «*Memento mori!*»: «Sei dir der Sterblichkeit bewusst!»?
- Was ging in dir vor, als du nach über einem Jahr Klinik-Aufenthalt als Lahmer nach Hause zurückkehrtest?
- Hattest du manchmal Selbstmordgedanken?
- Hättet ihr auch geheiratet, wenn Mami nicht schwanger geworden wäre?

Es gab noch mehr Unverständliches, worüber nie gesprochen wurde. Beispielsweise ihr Leben zu dritt mit meinem ältesten Bruder in einer winzigen Kammer. Fünf Jahre lang lebten sie so. Nach drei Jahren kam das zweite Kind zur Welt, meine Schwester. Sie wurde für eine Zeit weggegeben, weil niemand sich um sie kümmern konnte.

Mami verdiente den Lebensunterhalt als Lehrerin, Papa lag im Bett. Nach der Geburt meiner Schwester war die Familienplanung meiner Eltern abgeschlossen: *Finito con bambini!* Mami verschenkte alles, Kleider, Windeln, Kinderwagen. Trotzdem trudelte mein zweiter Bruder ein. Wieder verschenkte sie alles. Diesmal *definitivamente finito con bambini!*¹ Und dann kam noch ich.

«Ihr beide seid mitten in der unfruchtbaren Phase gezeugt worden!», sagte Mami.

Sie habe viel geweint während der Schwangerschaft mit mir. Sie sei verzweifelt gewesen, habe nicht gewusst, wie sie auch das noch bewältigen könne.

«Warum hast du mich dann nicht abgetrieben?»

«So etwas kam für mich überhaupt nicht in Frage. Man findet immer eine Lösung.»

Ich kam am 30. Dezember 1954 zur Welt. Es war Donnerstag und neblig.

Meinem Vater half schließlich eine Sozialarbeiterin wieder «auf die Beine». Dank ihr erhielt er einen Job beim ehemaligen Arbeitgeber. Das Geld für Beinschienen, Gehhilfen und ein auf seine Möglichkeiten umgebautes Auto kratzten meine Eltern selbst zusammen. Papa war ehrgeizig und machte eine erstaunliche Karriere.

Mami arbeitete nach meiner Geburt weiter mit vollem Pensum, aber nach zwei Jahren konnte sie endlich zu Hause bleiben. Ihre größte Freude war, jetzt endlich wieder Zeit zum Malen zu haben, und schon bald fand die erste Bilderausstellung statt.

Im ausgebauten Dachstock richtete sie ihr Atelier ein. Wenn sie arbeitete, hing wie im Hotel ein Schild an der Tür: BITTE NICHT STÖREN! Bluteten Knie oder Herz und klopfen wir trotzdem an, zeigte die normalerweise in sich Gekehrte, dass sie auch ganz anders kann.

Uns gegenüber wohnte ein alkoholkranker Mann mit seiner Frau. Er roch nach saurem Haferbrei. Ein grausiger Mensch. Immer wieder sollte ich seine Kaninchen anschauen gehen. Weshalb nur musste gerade ich ihn jeweils sturzbetrunken von der stinkenden Spelunke nach Hause bugsieren? Weshalb läutete seine Frau immer bei uns, und ich wurde dann zu diesem Monster geschickt? Ich hasste ihn.

Es gab noch einige Dinge, die ich nicht verstand und die mich verwirrten.

«Mami, die Haare meines Teddybären wachsen nach, ich muss sie schneiden!»

Nach ein paar Wochen und viel Rumgeschnippel dann der entsetzte Aufschrei:

«Mami, da kommt Sägemehl raus. Der Bär stirbt!»

Ich gestehe: Noch heute bin ich unschlüssig. Vielleicht

war mein Bär doch ein wenig lebendig, und seine Haare wuchsen nach?

Ein weiteres Thema war das Wachstum. Ich gehörte zur kleineren Sorte, deshalb nannte man mich «Winzi» – von winzig. Ich liebte nur kleine Dinge, Tierkinder, Mäuse, Igel und natürlich Puppenmöbel.

«Mami, ich will zum Herrn Doktor, dass er mir eine Spritze gibt, damit ich klein bleibe.»

Ich fürchtete mich vor dem Wachsen, stellte mir vor, dass die Knochen dadurch zerbrechen und ich dann auch Beinschienen tragen muss wie Papa.

Ich weigerte mich, Pilze zu essen, denn das waren die Häuser der Zwerge. Wo sollten die hingehen, wenn ihr Haus plötzlich weg ist? Bis heute esse ich keine Pilze.

Ein weiterer Frust war das Schlaraffenland. Wir hatten eine Langspielplatte mit einem Ausschnitt des berühmten Bildes «Schlaraffenland» vom niederländischen Maler Pieter Bruegel. Wieso sagte Papa, es gebe kein Schlaraffenland, wenn es doch darauf abgebildet war? Verkehrte Welt.

Ich hasste alles Einengende. Kaum konnte ich eine Schere mit beiden Händen halten und gleichzeitig drücken, war es um die Pullover geschehen: In der Mitte vorn schnitt ich beim Halsausschnitt einen Schlitz rein und ebenso in die Bündchen an den Handgelenken. Nun waren die Pullis komfortabel. Mami schimpfte pro forma, denn ich glaube, sie war stolz auf ihre eigenwillige Tochter.

Die Eltern schenkten mir das Buch *Im Märchenland*. Da war ich sechs und konnte bereits lesen. Es avancierte zu meinem Lieblingsbuch.

Später ergänzte ich meine wichtigen Kommentare unter die Märchen: langweilig, für Zehnjährige, blöd, supergut. Und ich korrigierte selbstverständlich vermeintliche Fehler. So beim Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel. Da stand: «Das Blut floss ihm aus dem HALS, und er blieb tot

liegen.» Ich korrigierte: «Das Blut floss ihm aus der NASE, und er blieb tot liegen.» Für mich war nur das logisch, denn seit wann gibt es ein Loch im Hals, bitteschön?!

Meine reiche Innenwelt war kaum mit dem Familienleben zusammenzubringen. Die Eltern hatten brutal harte Erziehungsmethoden. *Pas joli*. Gar nicht nett. Sie waren der Meinung, dass man Kindern den Willen brechen muss. Konkret bedeutete das, dass unsere Gefühle, Wünsche und überhaupt unsere Meinung nicht zählten. Sie befahlen, und wir hatten zu gehorchen.

Sie waren auch der Überzeugung, dass Kinder möglichst früh selbständig sein müssen. Ihr Motto: Verwöhnen verweichlicht die Kinder. Küssende Menschen wurden bespöttelt. Körperkontakt mit dem Vater gab es außer Ohrfeigen und Schlägen nicht.

Ich musste schwierige Aufgaben lösen. Ziel war Abhärtung. Eine ist mir speziell in Erinnerung geblieben:

Kaum konnte ich einigermaßen lesen, musste ich an einem Sonntag allein nach Zürich fahren und dort einen Brief einwerfen. Das Beweisstück war die abgestempelte Briefmarke. Alleine nahm ich den Bus bis zum Hauptbahnhof, musste den richtigen Zug finden, in Zürich aussteigen und einen Briefkasten finden. Dann den Brief einwerfen und alles wieder zurück. Die Eltern rieten, mich an eine ältere Frau vom gleichen Zugabteil zu heften. So war es dann auch. Es ist schlussendlich gut ausgegangen, aber ein Freudentag war das nicht.

Ich hatte viele Lieblingsmärchen. Noch etwas lieber als die andern hatte ich «Die kleine Meerjungfrau» und die «Sterntaler», später war es «Jorinde und Joringel».

Alle vier Kinder wurden genau gleich erzogen. Absolute Gleichberechtigung war das Motto, um Eifersucht zu vermeiden.

Neben Papa, an die Wand angelehnt, stand ein Holzstecken, er nannte ihn «Liebe». Jedes Mal, wenn wir uns bei Tisch unanständig benahmen und beispielsweise das Mes-

ser ableckten oder uns am Kopf kratzten, verpasste er uns einen saftigen Schlag mit dieser «Liebe». So ging das über Jahre. Mürbe Holzstecken wurden umgehend ersetzt.

Bis eines Tages der älteste Bruder den Stecken durchsägte und beide Teile akkurat genau aufeinanderstellte. Als Papa den Stecken wieder einmal schwungvoll packen wollte, hielt er nur einen Stummel in der Hand. Er war perplex, sagte kein Wort. Das war das Ende dieser Liebe aus dem Wald.

Wir wurden zwar nicht täglich, aber bestimmt an den Wochenenden geschlagen, wenn wir alle «vereint» waren. Es war unmöglich, mehrere Stunden zusammen zu sein, ohne dass Streit und Gezänk ausbrachen.

Papa schrie: «Kommt sofort hierher!»

Und zu Mami: «Hol den Teppichklopper!»

Wir wussten, wie wir uns hinstellen mussten: dem Alter nach nebeneinander. Papa begann immer mit dem ältesten Bruder. Was der alles abbekam. Es war nicht auszuhalten.

Neben mir stand Mami, weinend und schreiend:

«Hör auf, hör auf, es reicht jetzt!»

«Schweig, ich weiß, was ich tue!»

Um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, hielt Papa sich mit der linken Hand am Holzpfosten beim Treppenaufgang fest. Er hatte Kraft. Seine Ohrfeigen spürte man tagelang. Meine Geschwister hatten oft geschwollene Wangen. Ich selbst habe mit Abstand am wenigsten abgekriegt, weil er bei mir jeweils keine Kraft mehr hatte.

Das warfen mir die Eltern zeitlebens vor: «Du hast zu wenig Schläge erhalten, deshalb hast du uns später so viel Mühe gemacht!» Sie glaubten das im vollen Ernst.

Es geschah mehr als einmal, dass Papa jede Kontrolle verlor und nicht mehr aufhören konnte, uns zu schlagen. Meistens traf es den ältesten Bruder, aber auch meine Schwester. Einmal hatte sie eine Kleinigkeit vergessen, und deshalb schlug er sie windelweich. Am nächsten und am übernächsten Tag ging sie nicht zur Schule, sie war allzu verunstaltet, um sich zu zeigen.

Das Perverseste an der Geschichte war, dass wir gehorchten, wenn er uns herbeipfiff, wohl wissend, was uns gleich erwartete. Wir hatten so große Angst vor ihm, wenn er explodierte, dass wir uns jedes Mal zusammenkrümmten.

Dabei waren wir ganz normale Kinder, gut erzogen und relativ brav. Jedenfalls vordergründig. Ich glaube, Papa ertrug uns einfach nicht.

Als alter Mann gab er zu, Fehler gemacht zu haben. Er sagte, dass er einiges anders machen würde. Was genau er damit meinte, sagte er nicht – und ich wagte nicht zu fragen.

Trotzdem liebte ich meinen Vater. Er habe mich bevorzugt und gefördert, sagte meine Schwester später.

Wir hatten den engsten Kontakt. Warum? Ich verstand ihn trotz all seiner Nöte. Oder gerade deswegen. Ich war weder nachtragend noch wirklich böse. Aber Angst, ja, Angst hatte ich vor ihm. Seine Unberechenbarkeit, seine Launen und sein Jähzorn waren schlimm.

Wen wundert's, dass wir Kinder nur Beigemüse waren im durchgetakteten, leistungsorientierten Familiensystem. Papa machte Karriere, sobald er wieder arbeiten konnte, denn er wollte es allen zeigen, dass nur seine Beine gelähmt waren, nicht aber seine Hirnwindungen.

Mamis Herz schlug nur für die Kunst.

Und ich? Ich entwickelte einen starken Willen, um nicht ganz unterzugehen. Einer meiner ersten Sätze war:

«Was ich will, das will ich. Und das darf ich. Und das brauche ich!»

Kaum konnte ich einigermaßen durch die Gegend wackeln, war ich auch schon polizeibekannt. Ob aus Langeweile, Einsamkeit oder Unwohlsein, ich haute andauernd von zu Hause ab. Die Eltern konnten um die Wette schimpfen und mich bestrafen, es nützte alles nichts. Bei der erstbesten Gelegenheit huschte ich wieder hinaus und klingelte bei wildfremden Menschen.

«Darf ich ein wenig zu uns kommen?» Ich war grammatikalisch noch ungeübt, wollte eigentlich sagen: «Darf ich ein wenig zu euch kommen?»

«Darf ich Zopf?»

«Ich habe keinen Zopf.»

«Brot?»

«Ich habe kein Brot.»

«Bonbons?»

«Hier, nimm. Und jetzt geh nach Hause.»

Man kannte mich. Es gab auch Leute, die von meinen Eltern wissen wollten, was bei uns los sei, dass ein so kleines Kind bei jedem Wetter mutterseelenallein unterwegs sei, oft sogar halbnackt.

Wenn mich die Polizei irgendwo entdeckte, packte sie mich ins Auto. Sie kannten die Adresse. Meist hatte Mami mein Verschwinden gar nicht bemerkt. Sie nahm an, ich sei am Spielen. Meine Geschwister hatten diesen Ausreißer-Virus nie.

Schon als kleines Mädchen sah ich Zwerge zwischen den Steinen verschwinden und Elfen auf den Sträuchern herumspringen. Das ging jeweils «Husch» – und war bereits vorüber. Wenn ich Mami darauf ansprach, kam die senkrechte Stirnfalte zum Einsatz:

«Du hast dir das eingebildet. Es gibt weder Zwerge noch Elfen. Das sind Märchen.»

Wie das, ich hatte sie doch gesehen?! Das verwirrte mich. Ich verschloss mich und teilte mich immer weniger mit. Wollte alles vermeiden, um nicht von meiner Familie ausgelacht zu werden. Denn nur ich sah, was ich sah.

Dafür verspotteten sie mich und fanden einhellig:

«Typisch. Du spinnst wieder.»

Einzig mein Großvater väterlicherseits glaubte mir. Er verstand mich *immer*. Wenn wir in der Webkammer saßen und am alten Holztisch tagelang Mutterkorn aus dem Roggen aussortierten, nur wir zwei, hatten wir alle Zeit der Welt. Großvater erzählte so viele Geschichten. Wenn er

lachte, war er der schönste Mensch der Welt. Voller Runzeln und mit leuchtend blauen Augen. Sein Bauch war so groß, weil sein Herz viel Platz brauchte. Jedenfalls erklärte er es mir mit diesen Worten.

Er erzählte mir von Heinzelmännchen, die in seiner Kindheit auf ihrem Bauernhof lebten. Nachts reinigten sie Stall und Futterkrippe und streuten den Kühen frisches Stroh. Die Kühe gaben viel mehr und nahrhaftere Milch als früher. Alle wussten es. Niemand sprach darüber.

Eines Nachts packte seinen großer Bruder die Neugierde. Er stand auf, unbemerkt gefolgt von meinem Großvater. Dieser ahnte Schlimmes. Der große Bruder schlich zum Kuhstall. In der Futterkrippe baumelte eine winzige Laterne, und zwei flinke Heinzelmännchen waren an der Arbeit. Schnell ergriff der Bruder eine Heugabel. Näherte sich. Lautlos. Mein Großvater eng an seine Fersen geheftet.

Die ahnungslosen Heinzelmännchen hörten nichts außer ihren die Krippe reinigenden Besen.

Plötzlich stürzte der Bruder laut schreiend auf sie zu und versuchte sie mit der Heugabel aufzuspießen. Selbstverständlich war er zu langsam.

Die Heinzelmännchen flüchteten und verschwanden auf Nimmerwiedersehen.

Von da an ging allen die Arbeit zäher von der Hand. Die Milchkühe magerten ab, und die Milchleistung ging zurück.

Solche Geschichten erzählte mir Großvater. Das blieb unser Geheimnis.

Auch Mami blieb für mich ein lebenslanges Geheimnis, ein Mensch voller Gegensätze. Unverständlich. Dass sie nie schwitzte, fand ich mondän. Sie sähe aus wie Zarah Leander – sagte Papa, wenn er ihr etwas Nettes sagen wollte, und das tat er in etwa so selten, wie wir bereits im August Schnee schaufeln mussten.

Ich war noch ein Kind, als Mami mein künstlerisches Talent erkannte, wie sie sagte. Sie förderte mich sehr. Sie schleppte mich immer wieder mit zu Kunstausstellungen.

Einmal bockte ich ganz speziell, wir besuchten eine vielbeachtete Ausstellung mit zimmerhoher abstrakter Kunst. Ich fand sie hässlich.

Mami sagte: «Jetzt schau doch einfach nur mit dem Herzen, ohne zu beurteilen oder zu interpretieren.»

Es ist schwierig, den inneren Dialog abzustellen. Doch plötzlich kam dieser Moment, ich stand auf der Treppe und schaute auf die XXL-Bilder hinunter, als der Verstand tatsächlich schwieg. Ich erfuhr Kunst, die Bilder begannen zu leben. Da hat es «Klick» gemacht. Es war ein unbeschreibliches Erlebnis.

Mami war glücklich. Von da an genoss ich die Ausstellungen mit ihr.

Später, als ich selbst die Kunstgewerbeschule besuchte und danach eine Ausbildung als Textilentwerferin (heute: Textildesignerin) machte, löcherte sie mich mit fachlichen Fragen. Kunst und Schönheit verband uns. Als Mutter war sie keine Bombe. Aber als Künstlerin schon.

Sie sagte: «Du willst schauen lernen? Dann beginn mit einem Baum. Zeichne nun aber nicht den Stamm und die Äste, sondern schau ausschließlich auf die Zwischenräume und zeichne nur sie. Stell dir vor, da ist der Baum, und nun zeichnest du alles außer den Baum. Also die Zwischenräume zwischen den Ästen und natürlich das, was zwischen dem Baum und dem Hintergrund ist. Wenn du so vorgehst, steht plötzlich der schönste Baum vor dir. Konzentriere dich also nicht auf das Objekt, sondern auf die Räume dazwischen.»

Als ich sechs Jahre alt war, entschieden die Eltern, ich glaube, es war zur Winterzeit:

«Du gehst in den Ferien zu den Großeltern. Auf dem Bauernhof lernst du richtig arbeiten. Du bist nun groß genug, um «den Ernst des Lebens» kennen zu lernen. Es bringt nichts, nur immer mit Puppen zu spielen.»

Ich wäre natürlich viel lieber bei ihnen geblieben. Oder noch lieber wäre ich in allen Ferien mit der ganzen Familie

– im Auto zwischen Gepäck und langen Geschwisterbeinen eingeklemmt – an die Adria getuckert, wie es damals Mode war.

Im Sommer jeden Tag ein riesiges Vanille-Softeis! Das höchste der Gefühle, wenn die weiche Spiralspitze im Mund zergeht, das war noch besser, als im Meer bis zur Schrumpelhaut zu baden. Aber auch da lauerte Gefahr. Wenn ich vor lauter Genießen nämlich vergaß, dass das Eis schmilzt, und den richtigen Moment verpasste und dann – oh Drama – enttäuscht zuschauen musste, wie fast das ganze Eis urplötzlich auf den Boden klatschte. Mein kostbares Eis!

Aber bei den Großeltern gab es kein Eis. Weit gefehlt. Stattdessen erstickte ich beinahe: Saurer Mocken (Sauerbraten) mit verkochten Rüben an einer Sumpfsauce. Die Schweine hatten es besser als ich, die bekamen wenigstens Gschwelli (Pellkartoffeln).

Und die Eltern? «Wir müssen uns von euch erholen, fahren nach Lappland zu den Eskimos!»

So gemein. Wir sind nicht ein einziges Mal als Familie in den Ferien gewesen.

Alle Kinder wurden bei irgendwelchen Verwandten untergebracht, meistens Landwirte, während die Eltern abenteuerliche Ferien verbrachten. Körperliche Ertüchtigung war Papa wichtig. Das sei die beste Erholung, sagte er.

Ich war also im Großeltern-Depot auf dem Bauernhof. Wo auch die Eltern die ersten Ehejahre verbracht hatten. Ich verstand Mami, die sich in Klageliedern an diese Zeit erinnerte. Aber auch Papa kaute zeitlebens an diversen Erlebnissen aus seiner Kindheit.

Auf dem Bauernhof regierte «der General», das war meine Großmutter. Dann gab es noch meinen Lieblingsgroßvater, die Tante und einen merkwürdigen Onkel. Alle waren «überdurchschnittlich fleißig».

Der Sonntag war heilig. Aber auch der war durch und durch geregelt. Morgens auf den letzten Drücker in Sonn-

tagskleidern eine knapp einstündige Eilschrittperformance mit obligatorisch durchgedrückten Knien, sonst gab es einen Schlag von hinten in dieselbigen. Dadurch sackte man ein, das Tempo ebenfalls, den brennenden Stich galt es auch zu verdrängen. Keine Zeit zum Leiden, man musste im Gegenteil noch einen Zacken zulegen, denn man war bereits im Rückstand.

Dann alle selig lächelnd im Gottesdienst. Die Frauen auf der einen Seite, die Männer auf der anderen, dazwischen der Mittelgang. Nicht einschlafen, Onkel!

Nach einem Mittagsschlaf dann ein endlos langer Waldgottesdienst. Zwar gab es noch keine Zeckenplage, dafür dermaßen harte Bänke, dass mein zartes Popöchen sich regelmäßig rosarot weinte.

Im Keller waren eingelegte Eier, die schon sechs Monate in einer Flüssigkeit mit undefinierbaren Ablagerungen vor sich hin dümpelten – das sei angeblich mal Wasser gewesen. ABSCHEULICH!

Überhaupt grauste mir vor diesem Keller. Der Boden bestand aus gepresstem Lehm. Wer den plantiert hatte, musste alles mindestens doppelt gesehen haben, so uneben war er. Logisch, dass man eine Laterne brauchte, und logisch, dass es keinen Strom gab. Es war ein Sich-Vorantasten mit allen Sinnen in Radarstellung – mit ausgebreiteten Armen.

Trotz aller Vorsicht schlug ich dauernd Kopf oder Beine an etwas Bösem an. Ab und zu sagten Mäuse oder noch größere Viecher Grüezi, oder es verfieng sich eine kohlrabenschwarze Spinne mit dicken Beinen in meinem Haar! Mir kann niemand etwas weismachen: Hitchcock dienten solche Keller als Vorlage für seine Gruselfilme!

Also nix mit tagelang Kälbchen streicheln und Blümchen ausreißen. Es fehlte nur noch ein Metzger, um das Bild abzurunden. Tatsächlich war da eine Muttersau, die dran glauben musste. In wenigen Minuten würde ihr der Metzger mit hocherhobenem Messer in der Pranke die Haut abziehen. Mir blühte irgendwie dasselbe.

Ein neugieriges kleines Mädchen im rotweißkarierten Röckchen und kurzen Zöpfen tänzelte mit überkreuzten Beinen über die Holzbalken in der Scheune, den linken Fuß auf dem Balken rechts vor ihr und den rechten Fuß auf dem Balken links vor ihr. Das war lustig. Unter den Balken müffelte die Jauchegrube vor sich hin.

Das Mädchen stand still. Vor ihm das offene Scheunentor, davor der Onkel und ... das musste der Metzger sein. Groß und breit. Nur eine steife Plastikschrürze über der blauen Arbeitshose und ein ärmelloses Hemdchen. Dabei schneite es. Und Gummistiefel. Die beiden machten Witze und fanden sie lustig.

Der Onkel schubste das jämmerlich schreiende Schwein aus dem Stall. Es wehrte sich, wollte nicht. Der Onkel fluchte. Musste es mit aller Kraft festhalten.

Ich staunte: Schweine sind stark. Der Metzger schlug dem Schwein mit einem Werkzeug auf den Kopf, dann erschoss er es. Das Tier blutete. Sie hängten es in der Scheune auf, die einrastende Eisenkette haltt noch heute in meinem Ohr. Die beiden Männer waren zufrieden. Nun löste der Metzger die Haut ab, der Onkel hielt das Tier.

Die Tante rief: «Komm, hilf mir, wir wollen einen Imbiss richten!»

Trotz Ekel und widerwärtigem Blutgeruch löste ich mich nur ungern von diesem grotesken Bild. Als ich die beiden Männer etwas später in die Küche rief, war das Schwein ausgeweidet und zerlegt. In zwei Bottichen lagen Füße, Organe, Speck und Darm.

Der Metzger zog die Schrürze aus und lachte. Im Brunnen wuschen sie die Hände und rieben sie an der Arbeitshose trocken. Dann schlüpfen sie – immer noch in den Stiefeln – in die vor der Küchentür stehenden großen Filzpantoffeln und glitten so geschmeidig wie Eisläufer während des ersten Trainings über den gefliesten Boden der Küche.

Der Metzger setzte sich ganz nahe neben mich. Ich rückte etwas weg. Er rückte nach. Wieso presste der seinen Oberschenkel an meinen? Immer, wenn ich wenig weg-

rutschte, rutschte er nach. Sollte das ein Spiel sein wie mit meinen Geschwistern manchmal? Irgendwann schaute ich hoch. Er lächelte. Ich sah, dass er genauso blaue Augen hatte wie Mami.

Nach dem Imbiss arbeiteten die beiden weiter, und ich ging mit meiner Tante in die Webstube. Die befand sich gleich neben dem Schweinestall. Nachdem sie mir gezeigt hatte, was ich dort zu tun hatte, schloss sie die Tür hinter mir und ging an ihr eigenes Tagwerk. Ich musste Faden-Enden einziehen und die Knäuel ordnen.

Plötzlich knarrte die Tür, der Metzger trat ein und schloss sie hinter sich. Er fragte, was ich hier mache. Dann nahm er mich auf seine Arme und bohrte seine Zunge in meinen Mund. Die Bartstoppeln stachen. Ich glaubte zu erstickten. Er stank nach Bier und Zigaretten. Ekel. Angst. Ich wollte runter, hatte aber keine Chance gegen seine Männerkraft.

Er sagte, dass ich niemandem etwas erzählen dürfe, sonst passiere etwas Schlimmes. Dann griff er mit seinen großen Fingern unter mein Kleidchen, zog das Höschchen etwas weg. Sein Mittelfinger schmerzte grausam. Was tat er nur?! Ich erstarrte, verstummte, eine wehrlose Puppe.

Im Nachhinein gesehen war das damals nur das Vorspiel. An den meisten Wochenenden und in allen Schulferien war ich bei den Großeltern. Der Metzger hatte viele Gründe, vorbeizukommen, denn er war Freund und Nachbar. Mit eigener Familie wohlgemerkt.

Die Missbrauchsgeschichte dauerte, bis ich etwa zwölf war. Ich habe alles tief in mir vergraben und verdrängt. Niemand ahnte auch nur das Geringste. Im Nachhinein finde ich das schon auch seltsam. Aber jeder war nur mit sich selbst beschäftigt. Und es konnte nicht sein, was nicht sein durfte.

Ich fühlte mich wie eine Orange, die man halbiert und ausdrückt. Natürlich hätte ich mein Herz jemandem ausschütten müssen. Aber wem? Angst, Schuld- und Scham-

gefühle verklebten Mund und Herz. Zudem: Meine Rolle war das vom Beigemüse. Hauptgang oder Dessert belegten andere.

Nach all dem war logisch, dass mir speziell Männer suspekt waren. Gleichzeitig gab ich mir die Hauptschuld am Verhalten dieses Mannes.

Lieber Gott!

Warum hast du mich in diese Familie gegeben?

Warum waren die so zu mir?

Warum müssen kleine Kinder so leiden?

Warum?

Amen.

Copyright-geschütztes Material
© Fontis Verlag Basel